

„Homo Legens“

Über Sinn und Glück des Lesens

Der Autor

Dr. Georg Langenhorn ist Professor für Didaktik des Katholischen Religionsunterrichts und der Religionspädagogik an der Universität Augsburg.

Wie viele Antworten es wohl geben mag auf die Grundfrage der Philosophie, was er denn sei, der Mensch? Gewiss unzählbare! Fügen wir eine weitere hinzu: „Der Mensch ist zunächst (...) ein Lesewesen. Ein *Homo legens*.“ So lautet zumindest die Grundthese des in Würzburg lehrenden evangelischen Theologen und Romanciers *Klaas Huizing* im ersten Band seines kreativen Entwurfs zu einer „Ästhetischen Theologie“. Der Mensch ein Lesewesen, wieso das? – Literatur, dieses „alte, sehr langsame Leitmedium“, bietet nicht nur „Identifikationsangebote, nährt die Phantasie und schult die Wahrnehmung“, sondern ermöglicht darüber hinaus „prägnante und profilierte Erlebnisse, in denen sich die Tiefe des Lebens ausdrückt“. ¹ Der Mensch als geistiges Wesen, als sinnsuchendes und sinnfindendes Wesen, ja: als Glück empfindendes Wesen ohne Schulung, ohne Erfahrung und ohne Praxis von Lesen – das scheint nicht nur *Klaas Huizing* undenkbar.

Spielarten des Lesens

Offene Türen, die hier eingerannt werden? Ohne Frage: Gleich mehrere Formen des Lesens gehören für die meisten Religionslehrerinnen und Religionslehrer zur selbstverständlichen alltäglichen Praxis. Sie sollen hier nicht vertieft, wohl aber in ihrer Bedeutung in Erinnerung gerufen werden:

- Zum einen das Lesen in Texten der Bibel, der Frömmigkeits- oder der Theologiegeschichte. Zwar kommt der Glaube ursprünglich vom Hören – im Rahmen der monotheistischen Religionen hat sich jedoch primär eine andere

Abbildungen aus urheberrechtlichen Gründen nicht enthalten.

ästhetische Form der Glaubensvermittlung durchgesetzt: die des Lesens und Deutens von *schriftlich fixierten* Texten, in denen religiöse Ursprungserfahrungen und theologische Reflexionen die Gottesbeziehung ausbuchstabieren. Zwar beruft sich speziell das Christentum im Kern auf die Inkarnation, die Fleischwerdung Gottes. Vermittelt wird diese Überzeugung aber im Buch, in der Bibel. So sehr man theologisch zentral von der Inkarnation redet und reden muss, so sehr tritt dem eine *Inlibration* an die Seite: Ohne Lesen kein Wissen von Gott!

ip. Foto: Felix Hensel

- Zum Zweiten das Lesen von didaktischen Büchern, Zeitschriften, Materialsammlungen. Alle, die in irgendeiner Weise mit Schule zu tun haben, kennen und studieren Lehrpläne, Lehrbücher, Unterrichtsmaterialien, Fachzeitschriften und didaktisch-methodische Ideensammlungen. Viel zu oft bleibt Lehrerinnen und Lehrern bei bestem Willen gar keine andere Lese-Zeit als diese: Die unmittelbar auf konkreten Einsatz abzielende Lektüre praxisspezifischer Texte. Das ist keineswegs immer ein sinn-, geschweige denn glücksgefülltes Handeln. Gleichwohl gilt auch hier: Ohne Lesen kein didaktisch-methodisches Planen und Gestalten!

- Zum Dritten werden die meisten Religionslehrerinnen und Religionslehrer Zeitschriften lesen – regionale, vielleicht überregionale Tagespresse, Magazine nach Wahl und Neigung, kirchliche oder vielleicht sogar theologische Journale und Fachblätter, sei es in Print oder über elektronischen Zugang. Dieses Lesen dient einerseits zur

1) Huizing, Klaas: Ästhetische Theologie, Bd. 1: Der erlesene Mensch: Eine literarische Anthropologie. Stuttgart 2000, S. 46.

grundlegenden Information über die aktuellen Ereignisse in Welt und Lebensumfeld, auf der anderen Seite der Unterhaltung und Entspannung, schließlich ganz allgemein der Bildung: Ohne Lesen keine wache Zeitgenossenschaft!

Zusammengefasst gilt also: Ohne Lesen kein Wissen von Gott! Ohne Lesen kein didaktisch-methodisches Planen und Gestalten! Ohne Lesen keine wache Zeitgenossenschaft! Diese drei zentralen Formen des sinnorientierten Lesens sollen freilich im Folgenden nicht weiter beleuchtet werden, so wichtig sie auch sind.

Wenn der Mensch als Lesewesen definiert wird, dann tritt eine weitere, ganz eigene Dimension hinzu, ohne die vor allem nicht einsichtig wird, warum Lesen glücksbefördernd sein kann – die des *zweckfreien Lesens von literarischen Werken*. Es wäre unredlich zu verschweigen, dass in der Hektik des Alltags oft gerade dafür keine Zeit bleibt. Umgekehrt gilt es gegen alle Abschleifungen in Beruf und Privatleben die besondere Chance des literarischen Lesens zu betonen: Es gibt eine besondere „Spiritualität des lesenden Menschen“². Das Sich-Versenken im Buch, Sich-Konzentrieren auf Schrift, das Sich-Vertiefen, das in eine geistige Welt der Phantasie und Fiktion Abtauchen – es zeichnet sich durch eine eigene Geistesbewegung und Spiritualität aus. Und zentral: Der Mensch als *Homo legens* kann in Literatur eine spirituelle Dimension finden, die zunächst unabhängig vom Inhalt des Gelesenen Sinn und oft genug auch Glück entfaltet. In Gedichten, Romanen und literarischen Essays öffnen sich eigene Ebenen von Wirklichkeit und Möglichkeit, die den Geist bereichern, die verstören wie trösten, aufrütteln wie erschüttern, Vielfalt zeigen wie Tiefenschärfe verleihen, zu sich selbst finden lassen wie ganz anderes erschließen, die dazu helfen, ganz die Welt wahrzunehmen und sie zugleich hinter sich zu lassen.

Chancen des Lesens

Daher noch einmal grundsätzlich nachgefragt: Lesen, was macht den Reiz aus? Literatur, was macht sie so spannend und unverzichtbar?

Sensibilisierung für die Möglichkeiten und Grenzen von Sprache

Spiritualität umfasst den Menschen mit all seinen Sinnen, vollzieht sich oft genug ohne Sprache,

jenseits von Sprache. Dennoch: Die spirituelle Wahrnehmung, das Denken, das Sich-Ausdrücken von Menschen ist *auch* an Sprache gebunden. Wie aber vollzieht sich sprachliche Vergewisserung und Verständigung, was kann sie, wo liegen ihre Grenzen? Für die Auslotung dieser Fragen bietet die Auseinandersetzung mit literarischen Texten grundlegende Perspektiven. Denn gerade Schriftstellerinnen und Schriftsteller reflektieren intensiv über die in ihrer Zeit und Gesellschaft möglichen Potentiale und Grenzen von Sprache. Wo sagt die ins Schweigen hinübergleitende Pause und Auslassung mehr als der ausführliche Bericht? Wann bedarf es der symbolisch verschlüsselten Andeutung eher als der einlinigen Definition? Was kann Erzählung, was Verdichtung; wie öffnen sich für Lesende Tiefendimensionen unterhalb der Textoberfläche? Diese in literarische Form gegossenen Überlegungen regen an zur Reflexion über den eigenen Umgang mit Sprache.

Fiktiver Anschluss an Fremderfahrung

Schriftstellerinnen und Schriftsteller stehen in individuellen Erfahrungszusammenhängen mit sich selbst, anderen Menschen, ihrer Zeit und ihrer Gesellschaft und lassen diese Erfahrungen in ihren Sprachwerken gerinnen. Lesende haben zwar niemals einen direkten Zugriff auf Erfahrungen, Erlebnisse und Gedanken anderer, handelt es sich doch stets um gestaltete, gedeutete, verfremdend geformte Erfahrung. Über den doppelten Filter der schriftstellerischen Gestaltung einerseits und der stets individuellen Deutung der Lesenden andererseits ist aber zumindest ein indirekter Zugang zu Erfahrungen anderer möglich. Was für eine Erweiterung der selbst erfahrenen Wirklichkeit! Was für ein Reiz, sich als Lesender in der Phantasie an die Vorgaben anderer anzuschließen und sie durchzuspielen!

Zugang zu anderen Deutungen von Wirklichkeit

Mit literarischen Texten werden aber nicht nur Erfahrungen fiktiv ausgestaltet, in ihnen wird auch immer wieder neu der jeweilige Blick auf die Wirklichkeit ausgedeutet. Die Dichterin *Hilde Domin* (1909–2006) formuliert treffend: Jeder Roman und jedes Gedicht „hilft, die Wirklichkeit, die sich unablässig entziehende, benennbar und gestaltbar zu machen“³. In Literatur werden oft genug Bereiche des menschlichen Daseins angesprochen, die im eigenen Leben kaum Raum

2) Vgl. Langenhorst, Annegret: Von der Spiritualität des lesenden Menschen. In: *Lebendige Seelsorge* 55 (2004), S. 118–123.

3) Domin, Hilde: *Wozu Lyrik heute?* Dichtung und Leser in der gesteuerten Gesellschaft. München 1981, S. 29.

finden. In ihr finden sich Deutungen, die fremd, provokativ, herausfordernd, abstoßend sein mögen, immer aber zur Überprüfung der eigenen Sicht auf Wirklichkeit anregen. Der wohl reizvollste Aspekt des Lesens von Literatur geht jedoch noch einen Schritt weiter.

Andeutungen anderer Möglichkeiten von Leben
Blicken wir dazu auf eine weitsichtige Unterscheidung von Robert Musil (1880–1942). Am Beginn seines zweitausendseitigen Jahrhundertromans „Der Mann ohne Eigenschaften“⁴ (1930–1943) stellt er eine Forderung auf, ohne deren Einlösung Literatur undenkbar wäre: „Wenn es Wirklichkeitssinn gibt, muss es auch Möglichkeitssinn geben“. Zunächst, so Musil, benötigen alle Menschen den „Wirklichkeitssinn“ – „und niemand wird bezweifeln, dass er seine Daseinsberechtigung hat“. Wirklichkeitssinn, das ist ein Gespür für die Wahrnehmung und Deutung von Fakten, Tatsachen, Empirie. Und Zugänge zu schaffen zur Deutung von Wirklichkeit ist – wie eben dargelegt – ein grundlegender Reiz von Literatur. Ohne diesen Sinn keine Kultur, keine Bildung, keine Wissenschaft!

Und trotzdem: Dieser erste zu fördernde Sinn ist nur Grundlage für das, was das einzigartig Besondere von Literatur ausmacht. Musil nennt dies den „Möglichkeitssinn“. Damit bezeichnet er die zentrale Fähigkeit, „alles, was ebensogut sein könnte“ wie das Bestehende, „zu denken, und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist“. Das so benannte, fiktiv erahnte Mögliche könne man – so Musil weiter in erstaunlich theologischer Begrifflichkeit – sogar „die noch nicht erwachten Absichten Gottes“ nennen, denn es habe „etwas sehr Göttliches in sich, ein Feuer, einen Flug, einen Bauwillen und bewussten Utopismus, der die Wirklichkeit nicht scheut, wohl aber als Aufgabe und Erfindung behandelt“. Gerade das sensible Nachspüren dessen, was sein *könnte*, was möglich *wäre*, zeichnet also den Möglichkeitssinn aus. Und literarische Texte sind wie nur wenige andere Medien geeignet, diesen Möglichkeitssinn zu schulen. Nicht um eine Zurückweisung der Wirklichkeit geht es dabei, sondern um ein Erweitern, Vertiefen, Übersteigen.

In diesem fiktiven Durchleben anderer Möglichkeiten geschieht etwas, das man mit Recht als

Transzendieren bezeichnen kann. Der Begriff bedarf jedoch der Differenzierung. Sicherlich weisen religiöse und literarische Sprache große Gemeinsamkeiten auf: Beide verdichten Wirklichkeit und weisen über sich selbst hinaus, *transzendieren* also Wirklichkeit. Dennoch gibt es vom Selbstanspruch her einen zentralen Unterschied. Im Selbstanspruch ist der Transzendenzbezug religiöser Sprache und Spiritualität keineswegs ausschließlich ein menschliches Sich-Selbst-Überschreiten, sondern ein von Gott gewährter Prozess des Sich-Öffnens auf Gott hin.

Zur Spiritualität religiös sensibler Literatur
Das Lesen literarischer Texte zeichnet sich also durch eine eigene Spiritualität aus, diese ist jedoch anders bestimmt als die spezifisch religiöse Spiritualität. Besonders reizvolle Mischformen finden sich dann, wenn Literatur die religiöse Dimension selbst zumindest mitgestaltet. Gerade in der deutschsprachigen Literatur der letzten Jahre finden sich erstaunlich viele Texte, in denen Religion, das Christentum, die Gottesfrage selbst thematisiert, zumindest in den literarischen Kosmos integriert werden. Man kann mit Recht von einem *religious turn*, von einer Renaissance der Religion im Raum der Literatur sprechen.⁵

Das kann abschließend nur an einem kleinen Beispiel gezeigt werden. Ulla Hahn (*1946) gilt zum einen als führende deutschsprachige Lyrikerin, hat zum anderen mit ihren autobiographisch inspirierten Romanen „Das verborgene Wort“ (2012) und „Aufbruch“ (2008) feinfühligere Schlüsselwerke zur Deutung der von ihr geschilderten Zeitgeschichte vorgelegt. Auffällig in diesen beiden – unter dem Titel „Teufelsbraten“ erfolgreich verfilmten – Romanen war die differenzierte Sicht, mit der die Autorin ihre Prägung durch die katholische Kirche und den Gottesglauben mit hineinschrieb, ohne alle Idealisierung, ohne alle

4) Musil, Robert: Der Mann ohne Eigenschaften. Roman. Reinbek 1987, S. 16.

5) Vgl. Langenhorst, Georg: „Ich gönne mir das Wort Gott“ : Annäherungen an Gott in der Gegenwartsliteratur. Völlig überarbeitete Neuauflage. Freiburg/Basel/Wien 2014.

Verteufelung, aber im Wissen darum, dass sie dadurch entscheidend und bleibend geprägt wurde.

Ulla Hahns Gedichte entzogen sich hingegen gerade in religiöser Hinsicht weitgehend eindeutigen Festlegungen. Umso überraschender wirkt ein Gedicht, das 2011 im Band „Wi(e)derworte“ erschien. Er entspringt einer reizvollen Idee. Wie wäre es, wenn man sich alte eigene Gedichte vornimmt und aus heutiger Sicht Gegengedichte, Ergänzungsge-dichte, Kommentargedichte schreibt? Wenn man so *wieder Worte* zu ähnlichen Themen findet, aber eben auch *Widerworte*? So ist der Band von Ulla Hahn konzipiert: Altes Gedicht steht neben neuem Gedicht, beide kommentieren sich gegenseitig.

Im Band „Liebesgedichte“ (1993) hatte Ulla Hahn einen ergreifenden Text unter dem Titel „Mein Vater“ veröffentlicht. Aus den autobiographischen Bänden ist bekannt, wie schwer sich Vater und Tochter miteinander taten. Das Langgedicht erweist sich wie ein Zeugnis nachgetragener Liebe, durch alle Belastungen hindurch. Das Bild des toten Vaters auf dem Schreibtisch wird zum Anlass, der Beziehung zu ihm nachzusinnen. „Den hab ich gehasst“⁶, heißt es im Rückblick auf die erlebten Kinder- und Jugendtage, aus heutiger Sicht beschrieben im Wissen um die andere Perspektive eines Mannes, aufgewachsen unter harten Bedingungen. „Den will ich lieben“ heißt es am Ende des Gedichtes.

Nun, beim Wiederlesen, fällt Ulla Hahn auf, dass es da noch ein zweites Bild über ihrem Schreibtisch gibt, genau so rätselhaft, genau so wenig lächelnd. Das Gedicht „Mein Vater“ steht nun überraschenderweise neben „Mein Gott“.⁷ Für Verblüffung sorgt das Bild Jesu – denn um den allein geht es in diesem Gedicht. Knapp, lakonisch kreativ werden Fragmente seines Lebens heraufbeschworen:

„ Einzelkind (was den Vater angeht)
reichlich Halbgeschwister
Machte sich aber nicht viel
aus Familie (kleine Verhältnisse
Adoptivvater Zimmermann aufm Dorf)
Kehrte ihr bald den Rücken (säte nicht
erntete nicht und sein himmlischer Vater
ernährte ihn doch) schlug sich
als Wunderheiler durch
mit einem großen Herzen für
die kleinen Leute und einer forschenden
Lippe gegen die da oben [...]

Und dann – gesetzt gegen die Dynamik von ‚Hass‘ und ‚Liebe‘ im Vater-Gedicht die Aussage: „Den habe ich geliebt“. Doch dabei blieb es nicht. „So viele Vaterunser der Reue und Buße / Vergebene Liebesmüh“. Der Kinderglaube schwand, zunächst ohne Anknüpfung: „Mein Kinderheld fuhr / in den Himmel auf / Ich blieb unten // Da bin ich noch.“ Nun aber wird eine Wiederannäherung möglich. Das gelegentliche Lesen in der Bibel, Gottesdienstbesuche – all das führt zu der Frage nach dem Sinn von Leben, Leiden und Sterben: „Wofür das alles?“

„ Für den
der fragt
sagt er und lächelt
befreit
von seinem Kreuz
nimmt mich
in seine Arme
flüstert mir ins Ohr:
Irgendwann
stell ich dich meinem Vater vor.
Lass dir Zeit. Ich kann warten.

Mit einem interreligiös geöffneten Ausblick darauf, dass sie dann auch ihre anderen Religionen zugehörigen Freunde mitbringen darf (denn: „In meines Vaters Haus / sind viele Wohnungen“) endet das Gedicht. Ein erstaunliches lyrisch gestaltetes, ironisch gebrochenes, gerade so aber sagbares Credo, in welchem dem eigenen Vater nicht Gottvater, sondern Jesus gegenübergestellt wird. Zwei lyrisch verknäppte Geschichten von Nähe und Distanz, von Hass und Liebe, die in Versöhnung enden. Sinn und Glück im Lesen – jede und jeder wird seine Lieblingstexte haben, in denen er oder sie beides findet. Gut so! ■

6) Hahn, Ulla: Gesammelte Gedichte. München 2013, S. 372.

7) A.o.O., S. 750–752. Alle nachfolgenden Zitate sind aus dem Gedicht „Mein Gott“ entnommen.